

Bücher Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **15 (1935-1936)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es sollte unnötig sein, noch von den Christenverfolgungen in Sowjetrußland und von der aufdringlichen Gottlosen-Bewegung zu sprechen. Die paar andeutenden Vergleiche dürften für nicht böswillige Leser genügen. Aus dem geschichtlichen Nach- und Nebeneinander läßt sich sehr viel lernen, wäre es auch nur die bittere Wahrheit: Si duo faciunt idem, non est idem. Doch, entschuldigen Sie, wir nehmen natürlich jene paar bernischen Lehrer und einige marxistische Pfarrer und Journalisten aus, denn diese Herren haben selbstverständlich nichts mehr zu lernen.

Karl Alfons Meyer.

Bücher Rundschau

Die politischen Briefe von Wilhelm von Humboldt,

zugleich nachträgliche Worte zu seinem hundertsten Todestage, den 8. April 1935.

Bei den Gebildeten der Welt deutscher Sprache lebt Wilhelm v. Humboldt weniger durch seine eigenen Werke fort, als durch das Lebensbild, das in dem Buche über Gabriele von Bülow, seiner Tochter, auch von ihm gezeichnet ist. Daneben sind es seine Briefe an eine Freundin und der mit seiner Gattin, Karoline v. Dachenröden, gepflegte, in sieben stattlichen Bänden vorliegende Briefwechsel, die eine lebendige Beziehung zu ihm gewähren; aber sonst zählt er zu den Großen, vor denen man sich aus der Ferne verneigt, ohne sie näher zu kennen. Und doch besitzen wir eine Darstellung seines Lebens, die zu den schönsten Denkmälern unseres Schrifttums gehört, die von Rudolf Haym, welche die Fülle seines Wesens, selbst ohne Kenntnis der reichen, erst später erschlossenen Quellen, zu einem eindrücklichen Gesamtbilde gestaltet hat. Wer sich in reiferen Jahren, etwa von diesem Buche aus, mit seinem Lebenswert vertraut zu machen sucht, für den hat sich eine unererschöpfliche Schatzkammer aufgetan, selbst wenn er sich in den eigentlich wissenschaftlich-philosophischen Werken nicht so ganz zurechtfinden kann und es bei einer scheuen Bewunderung muß bewenden lassen. Die Sprödigkeit und nackte Abgezogenheit von Humboldts Sprache, so gedankenklar sie sein mag, macht das Studium dieser Werke zu einer Aufgabe, der nur Wenige gewachsen sind. Um so genußreicher ist es nun aber, sich in das Leben dieses Mannes zu vertiefen, wie es sich in der großen Zahl seiner Briefe, seiner Tagebücher (z. B. mit den, wie uns dünkt, noch nicht ausgeschöpften Aufzeichnungen über eine Schweizerreise) und den staatspolitischen Schriften offenbart, jetzt nun auch in den für die große Ausgabe seiner Werke von der preussischen Akademie der Wissenschaften neu herausgegebenen politischen Briefen (in V. Behrs Verlag, Berlin).

Humboldt hatte nach ausgedehnten Lehr- und Wanderjahren die preussische Gesandtschaft bei der Kurie in Rom bekleidet und dort die glücklichsten Jahre, wenn sie auch durch den Tod des ausgezeichnet schönen und begabten ältesten Knaben überschattet waren, zugebracht; als er nun durch Preußens Niederlage 1806 veranlaßt wurde, zur Besorgung eigener Angelegenheiten in die Heimat zu reisen. Da erging der Ruf des Königs, Friedrich Wilhelms III., an ihn, die Hauptabteilung für Kultus und Unterricht zu übernehmen und neu zu ordnen. Er zögerte lange, worüber die angezeigten Briefe Aufschluß erteilen, teils weil ihm der Aufenthalt in Rom unendlich am Herzen lag, und teils weil ihm die angebotene Stellung nicht abgeklärt erschien. Die Annahme verlangte dann die Übersiedlung nach dem kimmerischen Königsberg. Aus dieser Zeit seiner Tätigkeit für den Aufbau des Bildungswesens in Preußen enthält die erwähnte Briefsammlung die wichtigsten und fesselndsten Berichte.

Diejenigen aus Rom, mit denen der Band beginnt, enttäuschen etwas, weil wenig Persönliches darin steht und kaum ein Ton von dem Glück, in der ewigen Stadt zu sein, vernehmbar ist. Vielsach sind die Briefe, wie auch alle späteren an Hardenberg und andere hohe Stellen in Berlin, vornehmlich auch an die Prinzessin von Radzinill, französisch abgefaßt, unerfreulich in ihren langfädigen Wendungen

der Ergebenheit, der Glücksbeteuerung, unter solchen Männern arbeiten zu dürfen, oder der Klage über die Entfernung von der verehrten Gönnerin; hier hätten wohl noch mehr Kürzungen stattfinden können. Briefe an einen Bruder der Königin Luise sind auch noch reichlich untertänig, aber deutsch geschrieben und doch im Ganzen aufrechteren Ganges, wie denn etwa eine eigentliche Unterwürfigkeit gegenüber Hochgeborenen, die einen Goethe so wenig ziert, keineswegs Humboldts Eigenschaft war. Es ist, als ob zwei verschiedene Menschen zu einem sprechen, je nachdem es französisch oder deutsch geschieht, wobei das Französische des großen Sprachgelehrten teilweise recht holperig ist. Am wertvollsten sind die zum ersten Male gedruckten Briefe an Uhde — während sonst viel schon Veröffentlichtes, aber Zerstreutes mitgeteilt wird. Uhde war einer seiner besten Mitarbeiter neben Nicolovius. Die Briefe an diese Beiden geben den genauesten Einblick in die bewundernswürdigen Fähigkeiten Humboldts als praktisch im Staatsbetriebe handelnden Mannes; er war von einer ganz seltenen Gescheitheit schlechtthin. Savigny, der große Rechtsgelehrte, urteilte einmal (1817) von einer Sitzung des Staatsrates, dem er mit Humboldt angehörte, „dieser sei mit wahrhaft glänzendem Talent aufgetreten“. Damals handelte es sich um Finanzfragen. Da mag nun eine Überzeugung ausgesprochen werden über das sogenannte Scheitern von Humboldts Betätigung im Staatsdienste, so wie es Kaiser in seinem bedeutenden, aber (nach einem englischen, richtigen Urteil) manchmal der einem Manne wie Humboldt gegenüber schuldigen Ehrerbietung entbehrenden Buche darlegt. Es ist bekannt, daß Humboldt im Kampfe mit Hardenberg um Einführung einer ständischen Verfassung unterlegen und ziemlich ungnädig von Friedrich Wilhelm III. verabschiedet worden ist. Mag er auch Hardenberg und den König unrichtig eingeschätzt haben, nämlich zu hoch, so bleibt doch die Tatsache, daß die Krone Preußens die einzige Gelegenheit, einen Mann wie Humboldt an erster Stelle im Staate zur Wirkung zu gelangen, ihn das Verfassungswerk ausführen zu lassen, nicht ergriffen hat. Gescheitert ist vielmehr die preußische Monarchie, die es auch nicht verstanden, einen Feuerkopf wie Görres an sich zu fesseln, es über sich gebracht hat, einen edlen Mann wie E. M. Arndt abzusetzen; die zu klein dachte, um einen Freiherrn v. Stein nach Napoleons Fall wieder zu berufen, die auch den trefflichen Vincke nicht in eine oberste Stelle brachte, dafür einen ganz unbedeutenden landesfremden Grafen Bernsdorff mit dem auswärtigen Amte betraute. Das alles zeigt, daß Friedrich Wilhelm III. ein kleinlicher Mann war, ängstlich bemüht, sich das Wohlwollen des Kaisers von Rußland und Metternichs zu erhalten, aber Männer von Humboldt und Stein nur in der Not um sich behalten konnte. Sie waren ihm, vor allem Humboldt, in ihrer Gescheitheit unheimlich; zumal nun Humboldt in seiner Art sich zu geben und zu sprechen nichts Hinreißendes, nichts gewissermaßen mit seiner Gescheitheit für die Andern Verfühnendes besaß.

Wie sehr Humboldt auch im praktischen Staatsleben ein außerordentlicher Kopf war, zeigen die vorliegenden Briefe. Er war ruhig, geduldig und beharrlich; er begnügte sich anfänglich auch mit dem Minder Guten, bis das Beste geschehen konnte; denn sonst hätte er nie etwas im Großen wirken können. Das waren Grundsätze, die er einmal als seine Richtschnur dem Philosophen Wolf gegenüber aussprach und gerade diesem durchaus widerwärtigen Manne, aus alter Anhänglichkeit in bewundernswerter Geduld immer wieder anwandte. Dabei war ihm keine Angelegenheit zu geringfügig, daß er sich ihrer nicht angenommen hätte: sei es der Verleihung einer Medaille an einen Zeichenlehrer zu seinem fünfzigsten Dienstjahre, sei es des Textes von Diplomen, sei es daß er sich für einen Gelehrten nach dem Vorhandensein von chinesischen Büchern in Breslau erkundigte, oder sich eines taubstummen Knaben annahm. Seinem Scharfblick entging z. B. nicht, daß im Kostenvoranschlag für den Universitätsbetrieb im Prinz Heinrich Palais in Berlin die Winterheizung vergessen war. Neben der Unsumme von Amtsgeschäften lernt er Litauisch, besucht in Königsberg alle Klassen der gelehrten Schulen und wohnt dem Unterricht bei. Wie er sich für den Gesangsunterricht in den Volksschulen einsetzte, ist bekannt, ebenso für die pestalozzische Erziehungs- und Unterrichtsweise. Die Briefe handeln denn auch häufig davon. Trotz seiner Überlegenheit ist er bereit, „seine Meinung zurückzustellen“, weil er die Vorteile gemeinsamer Beratung schätzt. Überall tritt eine der schönsten Eigenschaften hervor, die recht eigentlich mit seinem Namen verknüpft ist: die Humanität. Das war der Eindruck, den Andere von ihm

hatten. Savigny schreibt im Jahre 1810 über die Verhandlungen wegen seiner Berufung an die neue Universität in Berlin: Humboldt habe sich dabei auf eine äußerst humane Weise gezeigt. Genau geben die Briefe, namentlich einer an Frau von Berg und die Königin Luise, Auskunft über die Gründe, weshalb er die Stelle aufgab; weil sie nämlich heruntergedrückt werden und ihr Inhaber nicht mehr an den allgemeinen Beratungen des Ministeriums teilnehmen sollte.

Im deutschen Leben bedeutet Wilhelm von Humboldt die sonst so seltene Vereinigung höchster Bildung und Freiheit mit hoher gesellschaftlicher, durch Geburt unabhängiger Stellung. Er war ein Mann von Welt — in England z. B. auf das Ausgezeichnetste allzeit behandelt und geschätzt —, voll Ehrfurcht vor den geistigen Dingen, denen er dann die letzten anderthalb Jahrzehnte seines Lebens ausschließlich diente. Mit antiker Seelengröße war er über die Kränkung durch den König hinweggegangen. Die vorliegenden Briefe zeigen ihn aufs neue, wie Böckh in seiner Gedächtnisrede auf seinen Tod im Jahre 1835 gesagt hatte, als einen Staatsmann von perikleischer Hoheit.

Gerhard Boerlin.

Meister Eckharts Ethik.

Seit zu Beginn des 19. Jahrhunderts, von den hochgehenden religiösen Gefühlswellen emporgetragen, die deutsche Mystik wieder aufzuleben begann, ist sie, wenn auch in der Folge bei veränderten Vorzeichen, nicht mehr vererbt. Unser Jahrhundert, durch die historische und philosophische Ausbeute des vorangegangenen bereichert, zu religiöser Befassung durch die äußere Not und innere Entleertheit des Lebenssinnes getrieben, mag Innigkeit der Hingabe mit Urteilsklarheit verbindend zu besserem Verstehen durchgedrungen sein, für Forschung und Gewinn späterer Zeiten wird immer noch Neuland übrig bleiben. Als die überragendste Gestalt der deutschen Mystik ist Eckhart anzusprechen, mit welchem heutiges Schrifttum sich lebhafter befaßt als mit Tauler und Seuse, die ihrerseits mehr in die Breite gewirkt hatten. Nach Karrers Eckhartbuch wies sich Herma Piesch 1927 mit der Herausgabe der Rechtfertigungsschrift bereits über ihre Vertrautheit mit dem Stoffe aus und tritt nun neuerdings mit einem kleineren Werk über **Meister Eckharts Ethik** hervor. Die Ethik als Gesetz der sittlichen Forderung steht beim Mystiker nicht an erster Stelle. Er sucht und will Gott, strebt liebend nach seinem Ursprung zurück. Sein Weg zum höchsten Gute ist der der Verbollkommnung und hier liegen die ethischen Werte. Ist aber das Streben, die Vereinigung mit Gott an sich ein Ethisches, selbst wenn es um den Preis strengster sittlicher Annahmehnahme erreicht wird? Schopenhauer anerkennt die Selbstverbollkommnung nicht als moralische Handlung, weil sie nicht letzter Selbstlosigkeit entfliehet. Wenn wir Eckharts Bestimmung der Sünde als jener Regung der Seele, die das Böse will, ins Positive umsetzen, so ist der Wille zu Gott, als dem Prinzip des Guten, dem Ethischen gleich. „Wer Gott anhaftet, dem haftet Gott an und alle Tugend.“ Nun ist den Menschen, durch Natur und Gnade verliehen, Gottesebenbildlichkeit in den Grund der Seele gelegt und veranlaßt sie zum Guten. Somit vermag die Erbsünde, an welcher der von Eckhart hochgeschätzte Augustin festhält, überwunden zu werden. Erste und umfassende Tugend, einziger Pfad zu Gott hin, ist die Selbstaufgabe, das Loslösen und Freiwerden von allem Kreatürlichen, die „abegescheidenheit“, wo die Seele „unbeweglich steht wie ein breiter Berg gegen einen kleinen Wind“. In ihr allein erfährt die Seele die Verschmelzung mit dem Unbedingten, das selbst das Abgeschiedene ist, das Bildlose, das seiend über alles Seiende hinaus ins Nichtseiende gesteigert wird. Der Gleichklang zu indischer Mystik fällt uns auf: Loslösung von aller Erscheinung, bildlose, anschauende Versenkung, Eingang ins Nichts. Hier jedoch wird das Nichts wieder in die Fülle Gottes gewendet, des dreifaltigen Gottes, der heiliger Geist, sich und den Sohn in der Seele des „ledig gewordenen“ Menschen gebiert. Aus ihrem innersten Grunde allein erwächst der Seele die Gottese Erfahrung und Gottwerdung und an das Innere allein wendet sich der Anspruch Gottes, wendet sich das ethische Gebot. Vor der Heiligkeit des Seins tritt Werkheiligkeit gänzlich zurück, da für Gott nur das Wollen entscheidend ist.

Aus dem Willen als oberster Seelenkraft quillt die Gottesliebe. Gott aber ist in allen Dingen. Mit solchem sog. Pantheismus hat sich Eckhart den Vorwurf der Kirche, die Verdächtigung der Beziehung zum Beghardenium zugezogen, um bei der Nachwelt dann umso mehr Sympathien, zumal die Hegels zu erwerben. Wie Gott in allen Dingen ist, erkennt der Gottgeehrte die Einheit aller Dinge in Gott. Da offenbart sich die Tiefe zugleich als Höhe und will jener nicht bloß folgen. Die Gottesminne wandelt die Entblößung des Christusgeheißes in Gewährung. Findet sich das Sein und Wesen des Menschen nun ganz im Göttlichen aufgehoben, so steht er von diesem höchsten Belange her Jedem offen nach Maß dessen Empfänglichkeit dafür. Hiemit erfüllt sich das Gebot der Nächstenliebe, in welchem sich der ethische Gehalt in des großen deutschen Mystikers Lehre bekrönt. Und dieses Ethos erweist sich als ein zutiefst Christliches. Dem Christen ist es anheimgestellt, sich dem Vergänglichen, auch den Schranken des eigenen Ichs zu entwinden und sich für Gott bereit zu halten. Durch das Einswerden mit dem All-Einigen nimmt er Christus, Gottes Menschwerdung in sich auf und bindet seine Einzelheit, die in Gott sich löst zugleich und erfüllt, an die Gemeinschaft zurück.

Was wir zusammenfassend von Eckharts Ethik darlegten, stellt Herma Piesch in wohlbedachtem Aufbau vor den Leser hin, indem sie ihn in die Tiefen dieser im Letzten doch spiritualisierten Metaphysik hineingeleitet, auf weite Strecken mit Anführungen aus den Gusaner lateinischen und den von Pfeiffer 1857 herausgegebenen mittelhochdeutschen Texten belegend und durch ihre warme, beseele Sprache fesselnd. Unerkennenswert ist ferner ihr Bemühen, Eckharts Gedankengut dem Verlangen der Gegenwart einzufügen. Sie erachtet, daß Eckhart mit seiner Forderung auf Ganzheit und Unbedingtheit der christlichen Hingabe Jene an sich zu ziehen vermöchte, welche auf der Suche nach Starkem und Echem Nietzsche und Spengler zuneigen. Dann unternimmt sie es, dem von modernem Wirklichkeitsfönn Bestimmten, allem mystisch Dunklen Abholden Eckhart lebendig zu machen, indem sie dieses Mystikers Wollen, das freilich aus dem Übernatürlichen schöpft, als auf das Wesenhafte ausgehend, erläutert, dem die letzten Dinge ruhevoll einfach sind. H. Piesch weiß Eckhart des Weitern mit Recht als Sozialethiker auszuweisen und bringt ihn schließlich dem deutschen Nationalempfinden nahe, da Eckharts Eigenschüften die des Deutschtums sind, des deutschen Christen, eingefast in den „grandiosen, alle Völker und Zeiten umspannenden Rahmen der katholischen Tradition“. Die für die Vergewärtigung von Eckharts Vollkommenheitslehre bedeutame Schrift, die nach der Verfasserin eigenem Wort mit der „Ethik zugleich des Meisters ganze Mystik umfaßt“, begleitet Otto Karrer mit einem Vorwort, in welchem er neben einer Würdigung H. Pieschs, Gestalt und Lehre Eckharts wie einiges neuere Schrifttum darüber beleuchtet. Im Anhang finden sich die Quellenangaben, auf die der Text in mitunter ermüdender Häufigkeit verweist. Die Schrift ist im Vita Nova Verlag, Luzern, in hübscher Ausstattung herausgekommen.

H e d w i g S c h o c h.

Aus dem Inhalt des Mai-Heftes:

Jann v. Sprecher: Probleme europäischer Politik. — * * *: Der Nationalitätenausgleich in der Tschechoslowakei als europäisches Problem. — **Wilhelm Visser:** Der Sinn des deutschen Kirchenkampfes. — **A. Schreiber-Favre:** Alexander Calame, Maler der Schweizerlandschaft. — **H. v. Berlepsch-Valendas:** Zur Frage der „geistigen Landesverteidigung“.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stoderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stoderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.